



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{4}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{4}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



Frau: Welch herrliche Coiletten! Wie kommen die Halb-
weltdamen dazu, sich mit solchen Roben zu bekleiden?

Mann: Indem sie sich recht oft entkleiden.

Ein treuer Freund.

Seit drei Tagen erst war Doktor Kosauer in Louisenbrunn, wohin er mit dem festen Entschlusse gekommen war, ruhig und solid zu leben und nur seiner Kur obzuliegen, — und schon langweilte er sich. Die gute Kost im Hôtel, die herrliche Gegend, die Zerstreuungen im Theater, wo eine sehr gute Gesellschaft spielte — Alldies galt ihm nichts, weil keine Frau da war, um diese Vergnügungen mit ihm zu theilen.

Sein Arzt in Wien hatte ihm strengstens untersagt, eine Frau mitzunehmen und so war er denn allein abgereist. Seine Einsamkeit war ihm umso lästiger, als die Mehrzahl der Kurgäste Frauen mitgebracht hatte — legitime und andere — und sie sich gar keinen Zwang anthaten, sich vor den Junggesellen ihren schamlosen Zärtlichkeiten hinzugeben. Er beklagte sich hierüber einmal bei seinem Freunde, dem Baron Walnöfer, der ebenfalls in Louisenbrunn die Kur gebrauchte.

— Was willst Du, mein Freund? erwiderte ihm der Baron. Schau mich an; ich bin verheirathet und hätte die Baronin mitnehmen können; und ich habe es nicht gethan. Man muß charakterfest sein: die Kur vor Allem!

Freilich hatte der Baron seine Frau nicht mitgebracht, aber dies bewies dem Doktor Kosauer nichts. Die Baronin war schon etwas „reif“ und er — Kosauer — als freier Junggeselle hatte sich um solche Skrupel nicht zu kümmern wie sein Freund Walnöfer, der durch seine strengen Grundsätze bekannt war.

Als unser Doktor einige Tage später zur üblichen Morgenstunde am Brunnen erschien, um sein Glas zu trinken, hatte er eine angenehme Ueberraschung. In der Mitte des Gänsenmarsches, der sich zum Brunnen bewegte, wo jeder Gast seinen Becher füllen ließ, erblickte er eine große, blonde, kräftige Dame mit rosigem Gesichte und großen, himmelblauen Augen, bekleidet mit einer Toilette von weißem Loden; auf dem Ohr saß kokett ein Rembrandt mit einem weißen Schleier und einem Strauß natürlicher Feldblumen geziert; auf der Achsel ruhte ihr großer, blauer Sonnenschirm, mit einer Fluth von weißen Spitzen und Bändern geziert. Der Anblick dieser reizenden Erscheinung rief in dem Doktor Rosauer eine Erinnerung wach, über die er sich nicht sogleich Rechenschaft geben konnte.

— Wo habe ich dieses herrliche Geschöpf schon gesehen? fragte er sich im Stillen. Dann ward es plötzlich hell in seinem Geiste. Er erinnerte sich vollständig. Es war im vorigen Jahre, auf dem Konzert der „Concordia“; sie imitirte die „Mirzl“ und sang ein Couplet:

Zu Neustadt in der Akademie,
Da gab's viel hübsche Jungen.
Dort kam ich oft vorüber und hab'
Meine schönsten Lieder gesungen.

Er erinnerte sich umso sicherer, als dieses merkwürdige Couplet von ihm war.

Ohne langes Besinnen näherte er sich der Dame und sprach sie nach höflichem Gruße an:

— Ich habe wohl das Vergnügen, mit Fräulein Seraphine Berthold zu sprechen? Sie erinnern sich meiner nicht mehr? Von mir war das Couplet, das Sie im verfloffenen Winter auf dem Konzert der „Concordia“ sangen und das so einschlug, daß Sie es wiederholen mußten.

— Ja richtig! Sie sind Herr Doktor Rosauer! Ach, wie ferne liegen mir alle diese Thorheiten! Ich bin jetzt ernst geworden und bereite mich für das Conservatorium vor. Aus ist's mit Chansonnetten, nur die Kunst, die Kunst! . . .

— So . . . Und wo sind Sie hier abgestiegen?

— Oh, ich lebe sehr zurückgezogen, mit meiner Mutter . . . Es ist unmöglich, mich zu besuchen. Ich bin nicht hier, um mich zu unterhalten, sondern um meine durch die fortgesetzten Gesangsübungen etwas angegriffene Kehle zu pflegen. Hat mich sehr gefreut, Sie zu sehen. Auf Wiedersehen!

Und sie entfernte sich mit eiligen Schritten.

— Bravo! sagte sich Rosauer. Nun wird mein hiesiger Aufenthalt doch einiges Interesse für mich haben. Das Eis ist gebrochen und trotz der Mama, die hindernd im Wege steht, hoffe ich von ihr empfangen zu werden.

*

Durch diese Begegnung heiterer gestimmt begab er sich zum See hinab. Hier traf er den Baron auf einem Feldsessel, durch einen großen Schattenspender vor der Sonne geschützt, die Zeitung lesend. Seraphine Berthold war da eben vorbeigekommen und ihre hohe, weiße Gestalt war am Horizont noch sichtbar.

— Hast Du sie gesehen? Hast Du sie angeschaut? fragte Rosauer.

— Wen? erwiderte der Baron, wie aus einem Traume erwachend.

— Jenes schöne Mädchen, das an Dir vorübergekommen ist?

— Ah, jene starke Blondine? Ja, ich lebe hier zurückgezogen; die Weiber interessieren mich nicht.

— Aber wie findest Du sie?

— hm, ein hübsches Mädchen, ohne Zweifel; aber ein wenig schwerfällig, gewöhnlich. Du kennst sie?

— Oh, das ist eine ganze Geschichte. Ich habe ihr einmal Couplets für ein Konzert gemacht. Sie scheint mir Dankbarkeit bewahrt zu haben; kurz, sie war entzückt, mich wiederzusehen.

— So . . . Nun, mein lieber Freund: mir scheint, Du wirst Dich da in eine böse Geschichte einlassen; ich möchte Dir rathen, dieses Mädchen laufen zu lassen und Dich Deiner Kur zu widmen.

— Der Rath ist ausgezeichnet; ich werde mich beeilen, ihn nicht zu befolgen. Adieu, Baron!

Er eilte in sein Hôtel und ließ sich die Kurlisten geben. Dort las er: „Seraphine Barthold, Sängerin aus Wien, Waldstraße 26.“ Er ließ sogleich den Lohndiener kommen und sandte der schönen Seraphine folgendes Billet:

„Ein vereinsamer Wiener fleht um die Gunst, seiner reizenden Landsmännin seine ehrerbietigen Huldigungen darzubringen.“

Dann frühstückte er in ungeduldiger Hast und ohne Appetit. Eine halbe Stunde später empfing er die Antwort:

„Ich sagte Ihnen schon, mein Herr, daß meine Mama Niemanden empfangen will. Bedauere sehr.

Seraphine.“

„Nachschrift. Schreiben Sie mir nicht mehr.“

— Alle Wetter, macht Die aber Schwierigkeiten! Dummer Gedanke, die Mutter mitzunehmen. Nun, wir werden ja sehen.

*

Um vier Uhr fand sich der Doktor Rosauer vor dem griechischen Portikus ein, welcher den Eingang zum großen Bassin bildete. Bald darauf kam Seraphine in einer eleganten Victoria angefahren; er eilte hinzu, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, ward aber sehr kühl empfangen. Sie streifte kaum die ihr dargereichte Hand und verschwand rasch unter den Arkaden, gefolgt von ihrer Kammerfrau. Dieser Empfang war ihm umso unangenehmer, als Baron Walnöfer in der Nähe stand, der die kurze Scene mit angesehen hatte.

— Nun, Du scheinst bei Deiner Dame noch keine großen Fortschritte gemacht zu haben? Das ist entschieden eine Undankbare; sie scheint Deines Couplets vollständig vergessen zu haben. Diesemal habe ich mir sie besser betrachtet und ich kann Dir versichern, daß Du keinen Grund hast, betrübt zu sein; sie ist recht ordinär.

Doktor Rosauer schwieg; er gab sich noch nicht geschlagen.

— Kommst Du heute Abends ins Theater? fragte er den Baron. — La Mascotte wird gegeben.

— Ja; aber ich werde nicht das Vergnügen genießen, an Deiner Seite zu sein. Ich habe einen abonnierten Sitz und rathe Dir, ebenfalls einen zu nehmen; das ist bequem.

Und in der That: als Kosauer Abends ins Theater kam, sah er den Baron in der dritten Reihe sitzen, während er selbst nur in der eilften Reihe Platz fand. Während er mit seinem Vorgnon bewaffnet in Saale nach Seraphine forschte, sah er sie eintreten; sie war ganz schwarz gekleidet und hatte ein ernstes Aussehen. Ein seltsamer Zufall wollte, daß sie gerade vor den Baron Walnöfer zu sitzen kam. Dieser schien übrigens mit gespannter Aufmerksamkeit der Vorstellung zu folgen und hatte kein Auge für die vor ihm sitzende Dame. „Welch' ein Tropf! dachte Kosauer. Wie schade, daß nicht ich seinen Sitz habe. Ich brauchte mich nur ein wenig vorzu- neigen, um mit ihr eine köstliche Unterhaltung zu pflegen. Es wird ihm wohl ganz gleichgiltig sein, den Platz mit mir zu tauschen. Das will ich ihm in aller Freundschaft vorschlagen.“

Während des Zwischenaktes versuchte er die Unterhandlung, aber zu seiner großen Ueberraschung wollte sie nicht gelingen. Walnöfer sagte, er sehe da sehr gut und sei vor dem Luftzuge geschützt und darum sei er auch nicht geneigt, seinen Sitz gegen einen andern in der eilften Reihe zu vertauschen.

Doktor Kosauer ging an diesem Abende verliebter denn je nach Hause, denn die mannigfachen Hindernisse trugen nur dazu bei, seine Leidenschaft zu steigern.

*

Am folgenden Tage lenkte er seine Schritte nach der Waldstraße und trieb sich vor Nr. 26 — einer kleinen reizenden Villa in italienischem Style — herum. Er hoffte, daß Seraphine an einem der Fenster erscheinen werde; aber es war vergebens, Alles blieb verschlossen.

— Bah! sagte er; wer wagt gewinnt!

Und er läutete an. Eine Kammerfrau mit einem fetten Lärvochen öffnete die Hausthüre.

— Fräulein Berthold?

— Ist ausgegangen.

— Und ihre Mama?

— Ihre Mama? . . . kenn: ich nicht.

Dabei brach die Kleine in ein helles Gelächter aus und schloß ihm die Thüre vor der Nase zu.

Also keine Mutter! Kosauer beeilte sich, diese gute Nachricht dem Baron Walnöfer zu melden. Keine Mutter, folglich ein Hinderniß weniger.

— Freilich, freilich, sagte der Freund; aber Du hast wirklich viel Geduld und Ausdauer; ich an Deiner Stelle hätte auf das Abenteuer längst verzichtet.

Kosauer sagte nichts, gab aber seine Sache noch immer nicht verloren. Nachmittags fand er sich wieder in der Waldstraße ein und diesmal war er glücklicher. Eben als er vor der Villa seiner Angebeteten ankam, zog eine Bauernhochzeit mit Sang und Klang vorüber. Durch den Lärm neugierig gemacht, öffnete Seraphine ihr Fenster. Sie erschien mit auf- gelbtem Haar und funkelnden Augen, in einem Peignoir von

crémefarbener Crêpe de Chine, der vorne offen stand, daß der Busen sichtbar war, — ganz so als wäre sie eben aus dem Bette gestiegen. Wie schön und begehrenswerth war sie in diesem Augenblicke! Dr. Kosauer zog den Hut zum Gruße und verneigte sich tief; sie aber erröthete tief, daß sie in diesem Zustande überrascht wurde; in ihrer Verlegenheit vergaß sie seinen Gruß zu erwidern und indem sie rasch wieder das Fenster schloß, verschwand sie im Innern des Hauses.

Enttäuscht und betrübt schlich der Doktor von dannen.

*

Am Abende des nämlichen Tages fand sich Kosauer auf dem Schießplatze ein, welcher zum Zeitvertreib der Badegäste auf der Waldwiese eingerichtet war. Zu seiner großen Ueber- raschung sah er hinter dem Häuschen, wo der Marqueur untergebracht ist, Seraphine mit Baron Walnöfer stehen und plaudern. Bei seinem Anblicke entfernte sich Seraphine eiligen Schrittes, während der Baron auf seinen Freund zukam.

— Du hast mich dermaßen gedauert, sagte er, daß ich bei ihr einen Schritt zu Deinen Gunsten thun wollte.

— Wirklich? Du, ein verheiratheter Mann, hast einen solchen Schritt gewagt, auf die Gefahr hin, Dich zu kompromittiren? Ach, das ist wirklich brav! Und was hast Du erlangt?

— Ich habe Dein Lob in allem Tonarten gesungen; sie sagte, sie werde sehen, sie werde sich es überlegen . . .

— Ich habe also Hoffnung?

— Nicht für den Augenblick, aber für später. Leider kann ich Dir nicht weiter nützlich sein; meine Kur ist beendet und ich reise morgen Frith ab.

— Nichts destoweniger danke ich Dir für Deine Bemühung.

*

Von da ab war Kosauer wieder auf seine eigene Fin- digkeit angewiesen. Am folgenden Tage stand er vor dem Hôtel und dachte über die Schritte nach, die er nun unter- nehmen werde, als der Hôtelier in der Thüre erschien.

— Guten Tag, Herr Doktor!

— Guten Tag, Herr Pinzbauer! Sie haben heuer eine gute Saison und sind wohl zufrieden.

— Das will ich glauben; ich mußte heute wieder Gäste abweisen, u. A. den Fürsten Sulpinsky, einen Stammgast des Hauses . . .

— Aber Sie konnten ihm ja die Zimmer des Barons Walnöfer geben, der heute Frith abgereist ist.

— Ei, der hat doch nicht hier gewohnt; es war nur für den Schein; er hat hier nur gespeist.

— Ah!!! Und wo hat er gewohnt?

— Waldstraße Nr. 26, bei Fräulein Seraphine Berthold. Da er verheirathet ist, mußte er vorsichtig zu Werke gehen. Heute Frith ist er mit dieser Dame abgereist.

Jean qui rit.

Praktisch.



- Wer zahlt heute unser Bier?
- Diejenige, die zuerst einen freigiebigen Freund findet.
- Und wenn wir Beide Freunde finden?
- Närrchen, dann zahlt keine von uns Beiden.

Solid.



- Fanny, Du kommst nicht mit auf die Strasse spazieren?
- Nein, ich bin jetzt solid.
- Wieso?
- Ich lerne singen.
- Davon kann man doch nicht leben?
- Zu leben gibt mir der Baron F.

Der Papagei.

— Von Armand Silvestre. —

I.

Auf einem Ball hatte er sie zum ersten Male gesehen, auf dem ersten Ball, wohin ihr Vater sie geführt hatte. Denn sie war kaum älter als sechzehn Jahre und niemals war eine glanzvollere Jugendschöne durch eine lieblichere Anmuth gemildert worden. Sie war von mittlerer Gestalt und hatte tiefdunkle Augen; ihr blauschwarzes Haar baute sich auf dem Scheitel in einem mächtigen Knoten auf; ihr Teint hatte eine bezaubernd matte Färbung. Ihr lieblichster Reiz aber war die keusche Zurückhaltung, in welche ihr ganzes Wesen gehüllt war und welche dem geheimnißvollen Dufte der im dichten Grafe blühenden Veilchen glich.

Mit einem Schlage ward er durch den Zauber dieses lieblichen Wesens gefangen. Warum sollte er nicht um ihre Hand anhalten? Fräulein von Belange hatte nur ein kleines Vermögen, aber er — Gaston von Roseaux — war ja wohlhabend. Wenn er nicht persönlich mißfiel, gäbe es kaum eine Ursache, ihn zurückzuweisen. Welch' seliger Traum! Kaum vom Ball zurückgekehrt setzte er sich hin und schrieb an ihren Vater einen Brief, in welchem er um ihre Hand anhielt.

II.

Die Dinge nahmen einen raschen Verlauf, ganz so wie er es gewünscht hatte. Herr von Belange, verwittwet, betete seine Tochter Armande an, aber er fühlte das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit, die auf einem Vater lastet, der ein solches Gut zu hüten hat. Und darum war er entschlossen, seine

Tochter zu verheirathen, sobald eine passende eheliche Verbindung sich darbieten würde. Und Armande? Mein Gott! Sie wußte nichts, rein nichts von der Ehe und hatte darum keinen Grund, sich dem Antrage zu widersetzen. Ihr erschien die Ehe in der Form einer beträchtlichen Anzahl von Geschenken, eines weißen Kleides und des Rechtes, vor ihren Freundinnen die „Madame“ zu spielen. Das Geheimniß des Bettes, wo man hinter züchtig geschlossenen Vorhängen beisammen schläft, machte ihr nicht die geringste Sorge. Ueberdies hatte Gaston von Roseaux gute, vornehme Manieren, so daß er ihr als ein Herr erschien, mit dem das Leben nicht gar zu unangenehm sein würde. Die Verlobung fand denn in einfacher, aber sehr herzlicher Weise statt. Armande legte ihr schönes Händchen ganz ruhig in die zitternde Hand Gastons. Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt und die Einladungen wurden nach allen Seiten versendet.

III.

— Nein, Dunkel, ich will nicht, daß Sie mir dieses Armband geben.

So sprach Armande zu ihrem Dunkel Honoré, dem einzigen Mitgliede der Familie, dem seine Mittel es nicht gestattet, ihr ein kostspieliges Brautgeschenk zu machen. Dunkel Honoré war nämlich einst ein lustiger Kumpan gewesen, der sein Geld mit Damen vergeudete, welche die Tugend für ein überflüssiges Ding halten. Dies hinderte ihn nicht, ein wackerer Mann zu sein, der gleich allen Anderen seine Rechte anbetete. Er war viel auf fernen Meeren herumgefahren, um statt des verpraßten Vermögens ein anderes zu erhaschen, doch war ihm dies nicht gelungen.

— Ich muß Dir doch ein Andenken geben, liebes Kind! antwortete er der Braut.

— Geben Sie mir irgend einen Gegenstand ohne Werth; einen Gegenstand, der Ihnen gehört und mir daher hundertmal theurer sein wird, als jeder Schmuck.

— Ich besitze nicht viel, gutes Kind. Liebst Du die Vögel?

— Ja sehr.

— Nun denn, ich werde Dir den Papagei schenken, den ein bekannter Seemann mir neulich aus Havre gebracht hat. Er ist ein Prachtexemplar und nicht gar zu geschwätzig; er spricht nur, — wie mir sein früherer Besitzer versichert — wenn die Furcht oder eine andere große Erregung ihm die kleine schwarze Zunge löst. Er heißt Hamillar und ist von sehr sanfter Gemüthsart.

Armande hüpfte vor Freuden und küßte den entzückten Onkel dreimal auf jede Wange. Eine Stunde später kam er mit Hamillar auf der Faust, der seine goldgelben Augen weit aufriß, um seine neue Herrin zu betrachten. Armande hatte Hamillar so rasch erobert, als ob er ein Mann wäre. So gleich entstand die größte Vertraulichkeit zwischen ihnen und ich muß — nicht gerade zur Genugthuung der Herrenwelt — gestehen, daß Armande, wenn man ihr vorgeschlagen hätte, Hamillar statt Gaston zu heirathen, ohne Zögern eingewilligt hätte. Das ist so wahr und sicher, daß sie den Vogel in ihrem Bette schlafen ließ, unter einer geschickt abgerundeten Falte der feinen Bettdecke.

IV.

Hier wird es am Platze sein, Ihnen einige Enthüllungen zu machen über das Vorleben dieses Papageien, der so plötzlich zur Würde des Beischläfers eines keuschen, jungen Mädchens erhoben wurde. Hamillar war in Brasilien von freien Eltern geboren und seine Kindheit verfloß in den Wäldern. Dort hatte ein Schelm von einem auf Beute ausgehenden Matrosen ihn eines Tages zum Gefangenen gemacht und trotz seines heldenmüthigen Widerstandes in einen hölzernen Käfig gesteckt. Er hatte sich allmählig an die Gefangenschaft gewöhnt wie so mancher andere; er war gewachsen und seinem Entführer gefolgt, aber ohne ihm jemals zu verzeihen. Diese Theerjacke hatte in der That nichts Liebenswürdigen an sich und der arme Vogel war in üble Hände gefallen. Sein Besitzer hatte auf dem Schiffe nebst anderen niederen Verrichtungen die Wartung jenes heimlichen Ortes, der gewöhnlich mit OO oder „Hier“ bezeichnet wird. Und der arme Papagei mußte in unmittelbarer Nachbarschaft dieses Ortes sein Dasein fristen, wo er keine andere Musik hörte, als die der tumultuösen Erleichterungen und der stereotypen Antworten, die aus dem stillen Orte ertönen, wenn ein eiliger Bewerber an die Thüre pocht, um zu dem okkupirten Platze Zutritt zu erlangen. Darum wußte der Papagei auch nichts Anderes zu wiederholen und als wohlgezogenes Vieh trieb er damit auch keinen Mißbrauch, nur — wie der Onkel Honoré gesagt — wenn ein plötzlicher Schreck oder eine Erregung ihn überkommt.

V.

Das Brautgemach vor dem Opfer. Das duftige, schnee-weiße Gewand der Braut liegt am Boden wie ein Schneemann, der beim ersten Sonnenstrahl zusammenfällt. Die Ampel ist

herabgeschraubt und wirft große Schatten auf die weißen Vorhänge des Bettes. Ein geheimnißvoller Zauber waltet in dem stillen Gemache. Armande ist schon zu Bette, in dem großen Bette, wo sie gewiß Furcht hätte, — obgleich sie nicht weiß, was man von ihr verlangen wird — wenn nicht ihr treuer Hamillar an ihrer Seite wäre, zusammengekauert unter ihrem Arme und von den duftigen Spitzen der Bettdecke geschützt. Soll ich Ihnen Alles sagen? Nun wohl: Armande war schon eingeschlafen. Ihr gleichmäßiges Athemholen hebt ihre jungfräuliche Brust; ihre Gedanken schweben auf der blauen See der Träume; ein ruhiges Lächeln öffnet ihre ruhigen Lippen. Unter der dünnen Bettdecke zeichnen sich die Wellenlinien ihres jugendlichen, aber kräftig entwickelten Körpers verführerisch ab. Man wäre versucht, sich vor diesem Bette auf die Kniee niederzulassen, wie vor einem Altar.

In größter Aufregung, mehr todt als lebendig, betrat Gaston von Roseaux das Brautgemach, auf den Fußspitzen schleichend und in einer Entkleidung, wie sie vollkommen zu seiner legitimen Liebes-Sehnsucht paßte. Mit zagenden und doch entschlossenen Schritten, wie ein Mann, der die Brücke hinter sich abbrennt, ging er geradeaus auf das Lager zu, und in einer plötzlichen Regung seines Muthes hob er die Bettdecke und schob eines seiner Beine darunter. Doch sprang er sogleich wieder zurück und fiel, bleich vor Ueberraschung und Entsetzen, rücklings zu Boden. Aus dem Bette hatte eine Stimme, eine laute Mannesstimme ihm deutlich zugerufen:

— Befest!!!



BONBONNIÈRE.

Was sie verloren hat.

Scene zwischen Vater und Tochter.

— Unglückliches Kind!

— Verzeihung, Vater!

— Ist's möglich?

— Ach, leider!

— Wie ist das geschehen?

— Er ging immer vor unserem Laden vorüber.

— Und dann?

— Dann habe ich ihn liebgewonnen.

— Und dann?

— Dann bin ich mit ihm ausgegangen.

— Und dann?

— Dann hat er mich in ein Restaurant geführt.

— Und dann?

— Dann hat er mich geküßt.

— Und dann?

— Dann habe ich den Kopf verloren.

— Das nennst Du den Kopf? ruft der Vater wüthend und versetzt ihr eine mächtige Maulschelle.

*

Verrechnet.

Herr K. wird spät Abends auf der Straße von einem Begehrer überfallen.

— Ich erkenne Sie! ruft Herr K. Sie haben mir doch erst gestern Abends die Uhr weggenommen.

— Um Vergebung! sagt der Strolch artig; ich glaubte, Sie hätten sich seither eine neue angeschafft.

*

Ein Irrthum.

Der Herr des Hauses ist in seinem Zimmer und macht Toilette. Da wird die Thüre geöffnet und der Kutscher fragt in gedämpftem Tone:

— Gehst Du heute Abends aus?

— Wie, Joseph! Sie duzen mich?

— Um Verzeihung, gnädiger Herr! Ich meinte, es wäre die gnädige Frau . . .

Die Freier.

(Monolog. Scene: ein elegantes Boudoir, in welchem Malvine ungeduldig hin- und hergeht.)

Malvine: Entsetzlich! Wahrhaftig entsetzlich! Die Männer sind wirkliche Ungeheuer! Sie verfolgen uns in unbarmherziger Weise! . . . Noch ist kein volles Jahr seit dem Tode meines Mannes verfloßen und schon habe ich — eben heute — den dritten Freier abweisen müssen. Alle Jene, auf die ich in meinem Leben einmal einen freundlichen Blick geworfen, oder denen ich zugelächelt habe, fühlen sich jetzt berechtigt, um meine Hand anzuhalten. Um meine Hand? Ach! Um mein Vermögen! . . .

Der Erste war der Ingenieur. Den möchte ich nicht zum Mann haben, wenn er allein auf der Welt wäre. Ein außerordentlich eitler Mensch; das sieht man an seinem ganzen Habitus. Wenn er ins Zimmer tritt, gilt sein erster Blick dem Spiegel und er trachtet immer, dem Spiegel gegenüber zu sitzen, um sich am Anblick der eigenen theuren Person zu ergötzen. Die übertrieben eitlen Männer kann ich nicht ausstehen. Die Eitelkeit ist das Vorrecht der Frau; die Männer sollen uns nicht auch darin Konkurrenz machen. Auch trägt er immer Pepitahosen . . . Ich kann diese aufdringliche Farbe nicht leiden! . . .

Dann der Arzt. Ein hübscher Mann, das muß ich sagen, aber ein Arzt! . . . Ich müßte zusammenschauern, so oft er mich berühren würde. (Und die Männer haben die üble Gewohnheit, ihre Frauen zu berühren.) Ich würde an seiner Hand immer den Geruch von Menschenfleisch und Blut verspüren. Vrr! Gott bewahre mich! Ich bin froh, ihm den Laufpaß gegeben zu haben.

Der Dritte ist der Advokat. Ein langer, hagerer Mensch mit einem unausstehlichen Nasenton. Man sagt, er sei ein sehr geschickter Mann und habe eine gute Kanzlei. Mag sein; aber sein Nasenton und sein amtlicher Styl sind mir unerträglich. Auch ist er einigermaßen zudringlich. Er wollte durchaus wissen, weshalb ich ihm einen Korb gebe. In der Eile wußte ich kaum eine Antwort zu finden.

— Weil ich nicht mehr frei bin, sagte ich.

— Sooo? Und darf ich erfahren, wer der Erwählte sei? Ich weiß selbst nicht, wie bei dieser seiner Frage der Name Fritz Arthur mir auf die Lippen gekommen. Er aber nahm die Auskunft „offiziell zur Kenntniß“ und erwiderte in zeremoniösem Tone:

— Gestatten Sie mir denn, daß ich Ihnen Glück wünsche!

Dann ging er. Ich war froh darüber; andererseits aber war ich unruhig . . . Denn es ist wohl wahr, daß ich gerne Fritz Arthurs Gattin sein möchte und nicht minder wahr ist, daß er gerne mein Mann sein möchte, aber — er hat sich bisher mit keinem Worte erklärt, und bei seiner Ungeschicklichkeit und Schüchternheit ist auch gar nicht zu erwarten, daß er sich in Bälde erklären werde . . . (Nachdenklich.) Und doch kann es so nicht bleiben. Der Advokat wird die Nachricht in der Stadt verbreiten und Fritz Arthur weiß nichts davon. Was soll ich thun? . . . (Blötzlich entschlossen.) Ei, ich weiß schon, was ich thue! Wenn er heute kommt, werde ich ihn zu einem Geständnisse bringen . . . Ja, aber wie? Ich habe dergleichen nie versucht . . . Nun, ich werde es jetzt versuchen . . . Ja, so wird es am besten sein. (Sie nimmt auf dem Sopha Platz.)

Nehmen wir an, daß ich hier sitze, während er eintritt. Er nähert sich mir, küßt mir die Hand; ich lächle ihm ermunternd zu und lade ihn ein, Platz zu nehmen. Er setzt sich mir gegenüber auf einen Lehnstuhl. Ich sehe ihn ordentlich, wie links er sitzt; bald kreuzt er die Beine, bald streckt er sie von sich; mit den Händen hat er fortwährend an Krügen und Manchetten zu richten. Da er schweigt, muß ich die Konversation beginnen.

Ich: Woher des Weges?

Er (befangen): Ich war spazieren.

Ich (lächelnd): Sie sind so echauffirt! . . . Sie haben gewiß Damen begleitet.

Er (verlegen): Oh nein! Nicht um die Welt! Aber ich bin zu rasch die Treppe heraufgekommen.

Ich: Eine saubere Ausrede! Ich weiß es aus bester Quelle, daß Sie sehr häufig Damen begleiten. Ich habe sogar vernommen, daß Sie verliebt sind.

Er (noch mehr verlegen): Ach nein, nein! . . .

Ich: Wie? Sie sind nicht verliebt?

Er (erröthend): Nein.

Ich: Nicht im Geringsten verliebt?

Er (stammelt etwas in äußerster Verlegenheit.)

Ich (triumphirend): Ha, Ihre Verwirrung wird zum Verräther an Ihnen. Sie sind verliebt! Gestehen Sie nur sogleich, in wen!

Er (die Blicke senkend): Das kann ich nicht sagen.

(Wütend.) Wetten möchte ich, daß der ungeschickte Mensch so reden werde! Ich muß eine andere Methode ersinnen. Fangen wir anders an.

Ich: Wissen Sie das Neueste? Heute war wieder ein Freier da.

Er (erschrocken): Ah!

Ich: Und was denken Sie: was habe ich ihm geantwortet?

Er (hastig): Nun, was denn?

Ich: Einen Korb habe ich ihm gegeben.



Vampyr.

Ich bin noch jung und unerfahren!“
Tritt trällernd sie auf's Podium;
Es lachen sämtlich die Scholaren,
Es lacht das ganze Publikum.

Sie ist gerecht in allen Sätteln
Der Liebe, die ihr längst nicht fremd,
Wie Viele mögen nicht schon betteln,
Mit denen lustig sie geschlemmt.

Wie Viele gingen nicht schon „pleite“
In Israels gelobtem Land,
Und dennoch bleibt an ihrer Seite
Die Stelle selten nur vakant.

Und sieht sie aus — die Spekulantin
Als eine Circe comme il faut, —
Wenn auch im Singsang Dilettantin,
Paradeglänzt sie en tricot.

Sie ist so jung und unerfahren, —
Cumultnarischer Applaus!
Die jüngst noch ihre Gegner waren,
Schleppt sie als Opfer mit nach Haus.

Carl Blauk.

Er (erleichtert): Gott sei Dank!
Ich (scheinbar verwundert): Warum sagen Sie „Gott sei Dank“?
Er (stotternd): Weil . . . weil . . .
Ich: Nun? weil? . . . Sie sind doch nicht etwa in mich verliebt?
Er (in höchster Verwirrung): Oh, Madame, wenn ich zu reden wagte! . . .
Ich (aufmunternd): Nun, reden Sie nur; reden Sie! . . .

(Zufrieden.) Da wird er sich denn doch erklären. Eine bessere Gelegenheit kann ich ihm nicht bieten. Ja, ja; so will ich es machen. (Sie lehnt sich lächelnd zurück.) Ich sehe im voraus, wie selig er sein wird! (Auf die Uhr blickend.) Doch, was soll das heißen? Fünf Uhr ist vorüber und er ist noch nicht da! Er ist sonst pünktlich. Wo mag er nur bleiben? (Nach einigem Nachdenken in ein Lachen ausbrechend.) Ah, ich begreife! Der Unglückliche wird es gestern ernst genommen haben, als ich ihm sagte, daß ich ihm zürne, und nun wagt er es nicht, zu kommen . . . Der Ungeachtete! Ich muß ihm schreiben. (Sie setzt sich zu ihrem Schreibpulte und beginnt zu schreiben; doch springt sie bald wieder auf.) Nein, ich schreibe ihm nicht! Der läppische Mensch verdient es nicht, daß ich ihm schreibe. Ich könnte mit ihm doch nicht glücklich sein . . . Was soll ich nun aber anfangen? (Sich plötzlich entschließend.) Wie, — wenn ich dem Advokaten schreibe? Warum nicht? Eine Frau in meinem Alter muß an den Ernst des Lebens denken . . . Aber der Rasenton? und der Amtsstyl? Ach, ich werde ihm das schon abgewöhnen! . . . Ich will ihm schreiben. (Sie setzt sich wieder an den Schreibtisch und beginnt zu schreiben. Da erscheint die Kammerfrau und meldet Herrn

Arthur Frik. Malvine wirft die Feder weg und ruft freudig:) Ah, er ist also doch gekommen! Der liebe Herr! . . . (Zur Jose:) Lassen Sie ihn eintreten! (Sie zerreißt den angefangenen Brief und setzt sich auf das Sopha.) Die Vorstellung kann beginnen!

Aladár von J.



Ein Besuch bei Fräulein von Camargo.

Von Arsène Houssaye.

(4)

Eine Stunde später hatten wir uns im Schlosse eingerichtet. Der Kutscher La Violette mit seinem Wagen blieb zu unserer Verfügung. Am Abend gab es große Aufregung in der Oper. Man kündigte dem Publikum in feierlicher Weise an, daß Fräulein von Camargo entführt worden sei. Der Graf von Melun, nachdem er zu seiner Ueberraschung uns im Walde nicht getroffen hatte, war ins Theater gegangen. Man neckte ihn und er schwor, sich zu rächen. Er suchte überall, konnte aber weder seine Maitresse, noch seinen Wagen auffinden. Drei Monate lang war die Oper in Trauer; zwanzig Hussiers wurden ausgesendet, um mich zu suchen; allein wir verhielten uns so still in unserem in den Wäldern versteckten Schlosse, daß man uns nicht zu entdecken vermochte.

Fräulein von Camargo war bleich geworden; sie schwieg und betrachtete ihre Zuhörer, wie um ihnen mit ihren flammenden Blicken zu sagen: „Ach, wie haben wir uns in diesen drei Monaten geliebt!“

Dann fuhr sie fort:

Diese Sommersaison hat in meinem Leben einen größeren Platz eingenommen, als die ganze übrige Zeit. Wenn ich der Vergangenheit gedenke, so ist es jener Zeitabschnitt, welchem sich meine Gedanken zuwenden. Wie soll ich Ihnen alle Einzelheiten unseres Glückes schildern? Wenn das Geschick uns beschützt, dann setzt das Glück sich aus tausend reizenden Nichtigkeiten zusammen, welche fremden Herzen unbegreiflich bleiben. Während dieser drei Monate war ich vollkommen glücklich; ich wollte in dieser reizender Zurückgezogenheit für immer Demjenigen leben, den ich tausendmal mehr liebte, als mich selbst. Ich wollte auf die Oper verzichten, auf jene Oper, die der Graf von Melun mich nicht acht Tage vermissen lassen konnte.

Herr von Martaille besaß allen Reiz einer wahren Leidenschaft; er liebte mich mit entzückender Naivetät; alle Verführungskünste der Liebe bot er auf, ohne es selbst zu wissen. Welch' zärtliche Worte! Jeder Tag war ein Festtag, jede Stunde brachte neues Entzücken. Ich hatte nie Zeit, an den folgenden Tag zu denken.

Wir verbrachten unsere Tage mit Spaziergängen in dem dichten Walde. Am Abend spielte ich Klavier und sang. Dester kam es vor, daß ich für ihn allein tanzte und inmitten eines Pas, welches Paris entzückt haben würde, sank ich ihm voll Anbetung zu Füßen; er hob mich auf, preßte mich an sein Herz und verzieh mir getanzt zu haben. Ich höre noch immer seine schöne Stimme, die der Musik glich.

Hier schwieg sie eine Weile, dann wandte sie sich an Pont-de-Beyle:

— Mein Herr, öffnen Sie dieses Kästchen; oder besser: reichen Sie es mir.

Sie nahm das Kästchen und holte daraus ein Bouquet hervor.

— Ich muß Ihnen vor Allem erklären, meine Herren, weshalb ich dieses Bouquet aufbewahrt habe.

Indem sie dies sagte, versuchte sie, an dem Bouquet noch eine Spur von Duft einzuathmen. Dann fuhr sie fort:

— Eines Morgens weckte mich Herr von Martaille sehr früh. „Lebewohl!“ sagte er bleich und zitternd.

— Was sagen Sie? rief ich entsetzt.

— Leider ja! fuhr er fort, indem er mich küßte. Ich wollte Sie nicht früher verständigen, aber ich habe seit vierzehn Tagen den Einrückungs-Befehl in der Tasche. In den Niederlanden werden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen, ich habe nicht eine Stunde mehr für uns, denn ich muß heute vierzig Meilen zurücklegen.

— Oh, mein Gott, was wird aus mir werden! rief ich weinend. Ich gehe mit Ihnen.

— Aber ich kehre ja zurück, theuere Marianne.

— Das wird ein Jahrhundert währen! Gehen Sie, Grausamer! Wenn Sie wiederkehren, bin ich todt.

Eine Stunde verfloß unter Thränen und Abschiedsküssen. Aber es mußte geschieden sein; er reiste ab.

Ich kehrte an diesen Zufluchtsort zurück, der mir gestern noch so theuer war, und weinte. Zwei Tage nach seiner Abreise schrieb er mir einen zärtlichen Brief, in welchem er sagte, daß er am folgenden Tage den Trost haben werde, in die Schlacht zu gehen. „Ich hoffe, — fügte er hinzu — daß der Feldzug nicht lange währen werde; einige Tage werden wir uns tüchtig schlagen, dann kehre ich zu Deinen Füßen zurück“.

Was soll ich Ihnen noch sagen? Er schrieb mir noch ein zweitesmal.

Sie entfaltete langsam den zerfetzten Brief und las:

„ . . . Am 17. Oktober.

Nein, ich werde nicht zurückkehren, Vielgeliebte, denn ich sterbe, aber ohne Furcht und Tadel. Ach, wenn Sie da wären, Marianne! Welche Thorheit! In diesem Spital, wo es lauter Verstümmelte und Sterbende gibt! Welche Thorheit war es auch, mich ins wildeste Getümmel zu stürzen, während ich nur daran dachte, Dich wiederzusehen. Kaum verwundet, fragte ich den Arzt, ob ich Zeit haben werde, nach Paris zurückzukehren. „Sie haben nur eine Stunde zu leben!“ sagte er mir ohne Erbarmen. Man hat mich mit den Uebrigen hieher gebracht. Nun, wir müssen hinnehmen, was von oben kommt. Ich sterbe glücklich in dem Bewußtsein, daß ich Dich geliebt habe. Tröste Dich! Kehre zur Oper zurück! Ich bin nicht eifersüchtig auf Diejenigen, die nach mir kommen werden; denn Keiner wird Dich so lieben, wie ich Dich geliebt habe! Lebewohl, Marianne! Der Tod wartet nicht; ich bin ihm dankbar, daß er mir so viel Zeit gelassen, um Dir Lebewohl zu sagen. Nun bin ich es, der Dich erwarten wird. Lebewohl! lebewohl! Noch fühle ich Dich an meinem Herzen, das aufhört zu schlagen“.

Fräulein von Camargo trocknete ihre Thränen, dann fuhr sie fort:

— Soll ich Ihnen meinen Schmerz schildern? Ich kehrte zur Oper zurück; allein in dem Wirbel meines thörichten Lebens habe ich Herrn von Martaille nie vergessen. Die Anderen haben mich geliebt, aber ich habe nur Herrn von Martaille geliebt; sein Andenken schwebte über meinen Jahren wie ein himmlischer Segen.

Als ich das kleine Schloß verließ, pflückte ich in dem Parke Blumen zu einem Bouquet und mit dem Bouquet habe ich auch das Portrait mitgenommen, welches Sie hier sehen. So schloß Fräulein von Camargo ihre Erzählung.

END.